

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

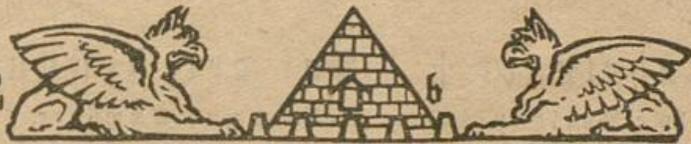
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

9.8.1931 (No. 32)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 32



9. Aug. 1931

W. Reichmann / Der Scheiterhaufen zu Ettlingen 1516

Wenn wir vom Scheiterhaufen hören, denken wir an Gestalten wie die Jungfrau von Orleans, Johannes Huss, Savonarola, Michael Servet, an Hexen und Feher, die ein uns unheimlich gewordener Glaubenseifer einst der Feuerpein übergeben zu müssen wählte. Wir übersehen dabei, daß das derbe Rechtsgefühl früherer Zeiten unmenschliche Strafen wie Lebendigbegraben, Ertränken, Verbrennen bei einer Reihe besonders schwerer Verbrechen als einzige ausreichende Sühne empfand. Kaiser Karls V. peinliche Gerichts-Ordnung 1532 setzt den Flammentod auf Diebstahl der Monstranz, widernatürliche Unzucht, Falschmünzerei und Brandstiftung, ohne dem Volksempfinden zu widersprechen. Es gibt heute noch Gegenden, wo man imstande wäre, bei einem besonders schweren Fall einen vorsätzlichen Brandstifter in das brennende Haus zu werfen. Auge um Auge, Zahn um Zahn . . .

Eine Hinrichtung durch Feuer hat 1516, an der Schwelle der Neuzeit, zu Ettlingen stattgefunden, wegen Brandstiftung. Mittwochs nach Mariä Magdalena (22. Juli) 1516, zu Anfang der Ernte, ging im Schloß zu Müppurr eine der vier Scheunen an, die Frau Margaretha, Witwe des Junkers Kaspar von Niepur zustand. Von Ettlingen und Wolfartsweier, von Aue und Durlach ritten die Leute herüber zum Löschchen. Der Verdacht lenkte sich alsbald auf Christoph, einen Sohn weiland Junker Renz (= Reinhard) von Niepur. Es gelang ihm, in die „Freiheit“ zu Ettlingen zu flüchten. Die Müppurrer gehörten nämlich, wie man damals sagte, „tot und lebendig“ gen Ettlingen, sie waren dorthin verspart und wurden dort begraben. Zum Müppurrer Begräbnisplatz gehörte eine Kapelle der Stiftskirche. Hier hielt sich der Flüchtling im Ainstrecht drei Tage auf, lässig behütet; vermutlich wäre es den Ettlingern kaum zuwider gewesen, wenn er unbefürchtet entronnen wäre. Mit den Leuten, die ihn aufsuchten, etwa um ihn mit Lebensmitteln usw. zu versorgen, konnte er frei verkehren.

Zu den Besuchern zählte auch einer seiner Leibeigenen, ein gewisser Hoppel. Er erbot sich, in der dritten Nacht mit zwei Rossen an der Stadtmauer zu sein und dem Flüchtigen über den Rhein zu helfen. Christoph ließ sich um Mitternacht von der Mauer in die Alb gleiten, watete im Wasser bis zur Stadtmauer, schlüpfte durch das Schußgatter und — geriet in eine Falle. Er wurde von Sechsen niedergeworfen, nach Müppurr geführt und seinem Geschwisterkind Junker Bat von Niepur übergeben. Dieser lieferte ihn am folgenden Tag in die Hände des markgräflichen Vogtes Hans von Renneck und suchte an um ein Malesisgericht.

Der Vogt hatte um den Hinterhalt gewußt und den Handel mit Bat von Niepur abgesprochen. Aber den Bürgern war nicht

wohl bei der Sache. Es bestand von langen Jahren her ein „verborgener Unwill“ zwischen beiden Orten, bei den Müppurrern „noch unerloschen“. Dazu hatte Stoffel von Niepur drei Brüder, wohl noch junge Knaben, „die aber, so sie zu Tagen kommen,“ solch Rechtfertigung ihres Bruders zum bösesten Wege auslegen und uns verargen und deshalb verderblichen Schaden zufügen möchten.“ So baten die zwölf Richter des Stadtgerichts von Ettlingen Landhofmeister und Räte¹⁾ zu Baden, sie möchten die Sache vor ein ander Gericht weisen. Aber die Herren sahen die Notwendigkeit nicht ein und befahlen Hans von Renneck, den Angeklagten zu „berechtigen“.

Dieser bestritt jede Schuld. Zu seinem Unglück hatte man ihn aber hören Drohworte ausstoßen; seinem leiblichen vierzähnjährigen Bruder hatte er erklärt, wie man es machen müsse: ein abgebrochenes, eisernes Büchsenrohr in ein Loch in der Mauer²⁾ stecken und den Fündstreck hindurchleiten. Zu diesen Indizien fehlte nur das Geständnis. Ein solches herbeizuführen besah die damalige Rechtspflege ein wirksames Mittel, die Folter.

Die Folter kam auch bei Christoph Renz von Niepur zur Anwendung. Er wurde „aufgezogen“, an einem Strick, der über einen Haspel lief, aufgehängt. Obwohl dies „leer“ geschah, ohne daß seine Füße durch Gewichte beschwert waren, gestand er beim zweiten Mal. Losgebunden widerrief er das Geständnis, nahm es aber wieder auf, als der Nachrichten hoch ansah, die Tortur fortzusetzen. — Wir wissen von zahlreichen Hexen, welche die ersten Grade tapfer aushielten, ohne zu gestehen. Männer sind, wie jeder Zahnarzt bezeugen kann, meist wehleidiger als Frauen.

Nachdem einmal das Geständnis vorlag, konnte der Ausgang der Verhandlung nicht zweifelhaft sein. Der Angeklagte hatte erwartet, daß er mit Turmstrafe davonkommen würde. Als er merkte, wo es mit ihm hinaus sollte, wehrte er sich verzweifelt: er socht die Befehung des Gerichts an, berief sich auf Markgraf Philipp, der ihn werde seines frommen Vaters genießen lassen, und daß er von Adel geboren. Er gab an, es habe einer, der Rinaler von Wolfartsweier, hier in Ettlingen öffentlich geredet, die Edeln von Niepur müßten entgelten, daß man seinen Sohn

¹⁾ Das Volk sagt: junge Hunde und kleine Duden soll man nicht erzüchten — sie werden groß.

²⁾ Als Stellvertreter des Markgrafen Philipp, der seit 1515 für seinen erkrankten Vater Christoph regierte, aber damals gerade außer Landes weilte.

³⁾ Die Scheunen im Schloß Müppurr waren an die heute noch stehende Schloßmauer angebaut, so daß man an die Rückwand kommen konnte, ohne den Hof zu betreten.

im Dorf totgeschlagen. Er schilderte, wie er durch Happels Verrat aus der Freiheit zu Ettlingen gefloht worden sei. Er verlangte Aufschub, damit seine Freundschaft, sein Geschwisterkind Junker Jakob Schenk, und seines Vaters Bruder Junker Jörg benachrichtigt werden könnten. Nichts half, er wurde verurteilt, daß er „durch den Nachrichten zu verordneter Walfahrt ausgeführt, daselbst mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht und zu Aschen verbrannt“ werden solle. — Bei der Ettlinger Ziegelsteiner wurde das Urteil vollstreckt. Die Wittib von Kiepur lieferte dazu ein Klasten Furlenholz, Junker Vat bezahlte das verwendete Pulver.

Es befremdet etwas, daß Dorf und Edle von Kiepur so eifrig bei der schmachvollen Verurteilung und Hinrichtung eines Verwandten zusammenwirkten. Der Gerichtete mag noch mehr auf dem Kerbholz gehabt haben. Bei der Verhandlung gegen ihn ist flüchtig die Rede von einer erbrochenen Truhe, einem Kelch, sogar von seinem Kind (!), so ihm zu Malsch umkommen. Sein eigentliches Verhängnis war doch wohl gerade die Verwandtschaft. Christophs Vater war Junker Reinhard, abgekürzt Renz von Kiepur, ein Kriegsmann; er selbst heißt aber nirgends Junker. Seine Mutter wird unebenbürtig gewesen sein. Die Kinder aus solchen Ehen, von denen es in der Geschichte der edlen Häuser jener Zeit wimmelt, trugen den Namen des Vaters, folgten aber rechtlich der minderen Hand, der Mutter. Diese und ihre Kinder sind der edlen Frau Margaretha zuwider gewesen. Darum baute oder bezog Junker Renz, als er sich in der Heimat zur Ruhe setzte, ein eigenes Haus, Junker Renzen Haus neben der (alten) Kirche, außerhalb des Schlosses. Nach dem Tode der Eltern stand der heranwachsende Christoph da als Weibel des Trüppleins der Renz Kinder, in Sorgen um den Unterhalt und die Stellung in der engen Umwelt. Der Besitz der Kiepur war überschuldet, nur

das Schloß und die Wiesen gegen Gottesau gehörten ihnen noch.) Viel Brüder machen schmale Güter. Die Kiepur waren ein kinderreiches Geschlecht, Herr Vat hatte außer seinen eigenen Kindern fünf Brüder, dazu Oheime und Vettern, die alle Sitz und Unterhalt im Schloß zu beanspruchen hatten. Da waren die Renz Kinder eine höchst unerwünschte Zugabe, der Verdacht der Brandstiftung bot die Handhabe, sie los zu werden. Ueber den Wert von Kinderausgaben zerbrach man sich damals nicht den Kopf.

1551 lebte die Geschichte wieder auf, als das Reichstammergericht die Frage zu untersuchen hatte, ob Kiepur in Malesizsachen unter das Gericht zu Ettlingen gehöre. Die alten Männer der Gegend wurden vernommen; sie erinnerten sich gut an den Vorgang: man sah nicht alle Tage den Sohn eines Edelmannes verbrennen. Die meisten nennen Christoph: „der arm Mann.“ Sein ohnmächtiger Kampf gegen einen vorgefaßten Beschluß, der Verrat durch den, der ihm treu, hold und gewärtig hätte sein sollen, hatten ihm die Sympathie der kleinen Leute verschafft.

Seine Brüder verschwinden aus den Akten. Sie werden sich kaum in ihres Vaters Haus haben halten können, eine mitleidige Seele wird sich ihrer angenommen haben. Wie ihr hingerrichteter Bruder schon vielfach kurzweg „Renz Christoph“ heißt, so mögen sie, einmal von dem Edelhof losgelöst, mit dem Familiennamen Renz alt geworden sein. Eigentümlich berührt es, daß ein Menschenalter nach der Verbrennung Christophs das Ettlinger Schloß von unbekanntem Händen angezündet wurde und abbrannte. Vielleicht ist damals der Scheiterhaufen von 1516 gerächt worden.

*) Selbst die Jagd hatten die Herren von Kiepur an Markgraf Christoph abgetreten; sie bekamen dafür jährlich einen Storch und ein Wildschwein geliefert.

Wilhelm Zähringer † / Auf der Festung Rißlau

Die Burschenschaftler Gekürer und Schwörer.

II. (Schluß).

Eine Erleichterung wurde im Frühjahr 1825 gewährt, da nach dem ärztlichen Zeugnis die Gesundheit Schwörers durch die längere Verhaftung (über ein Jahr) geschwächt war. Er wird gegen 1000 Gulden Kaution freigelassen, soll sich vom Besuch öffentlicher Gesellschaften fernhalten, darf aber unter Leitung seines Stiefbruders Beck im Krankenhaus medizinische Praxis ausüben. Aber die Untersuchung schleppte sich noch den folgenden Sommer hin. Am 5. September 1825 verurteilte das Hofgericht in Freiburg den Dr. med. Janaz Schwörer wegen Teilnahme an einer hochverräterischen Verbindung zu einer zweijährigen, gelinden Gefängnisstrafe und zur Tragung der Kosten. Wegen lang andauernden Arrestes wird die Strafe auf 1½ Jahre herabgesetzt. Am 13. Oktober hat sich Schwörer zum Strafantritt in Rißlau gestellt.

Um dieselbe Zeit kam auch H. Gekürer. Sie haben zusammen über ein Jahr hier verbracht. Da jedem von ihnen, anlässlich verschiedener Eingaben um Begnadigung, die anfänglich vom Ministerium und vom Großherzog abgelehnt wurden, jeweils das beste Zeugnis hinsichtlich ihrer Führung von der Gefängnisverwaltung ausgestellt wurde, so ist aus den Akten nicht viel über das Leben und Treiben der Gefangenen zu erfahren.

In der Gedächtnisrede auf Schwörer bemerkt Dr. E. Becker: „Hier konnte er ungestört und ruhig seinen Studien obliegen und das reiche, theoretische und praktische Material, was er auf Reisen gesammelt hatte, zu einem schönen harmonischen Ganzen verarbeiten. Sein heiterer Sinn und beneidenswerter Humor hatten ihn nicht verlassen und machten ihn zum Liebling seiner Leidensgefährten.“

Es ist das Verdienst des Dr. E. Diez, in den „Burschenschaftlichen Blättern“ von 1892/93 und in seinem Buch „Neue Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens“, auf die Schicksale der genannten Burschenschaftler aufmerksam gemacht zu haben. In den ersten genannten Blättern veröffentlichte er die Ansicht von der Zelle Schwörers in Rißlau: Wir blicken durch die Eingangstüre in ein langes, breites und hohes Zimmer, das vielleicht schon hundert Jahre zuvor für die bischöflichen Herrschaften von Bruchsal bestimmt und eingerichtet war. Jetzt sind zwischen den beiden Fenstern an der Schmalwand ein einfacher Spiegel und einige Tabakspfeifen aufgehängt. Links vom Beschauer steht ein kleiner, eiserner Kanonenofen, an einer Türe hängen Kleider. Einen Schrank vermissen wir; aber auf dem Boden steht ein bescheidener Koffer. Ein Holzgestell an der einen Längswand ist reichlich mit Büchern bestückt. Gegenüber, wo das Licht links durch das Fenster fällt, sitzt Schwörer, den Gänsekiel in der Hand, an einem einfachen Tisch, auf dem zahlreiche Bücher und auch ein Kerzenleuchter stehen. Ein Bild an der Wand stellt offenbar Freiburg mit seinem Münster dar. An den Schreibtisch schließt sich in selber Höhe ein längeres Holzgestell mit einem Bett an. Neben diesem steht, reichlich mit Büchern beladen, der Nach-

tisch. Am Boden unter dem Fenster entdecken wir wieder eine Reihe von Büchern und daneben eine Gitarre, an die Wand gelehnt. Wir dürfen sie wohl in Beziehung bringen zu der oben angeführten Bemerkung, daß Schwörer der heitere Liebling seiner Leidensgefährten gewesen sei.

Doch wissen wir auch aus einem Gnadengesuche seiner Mutter mit Beziehung auf ein ärztliches Zeugnis, daß er nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt an einer beginnenden Leberverhärtung litt. Auch Gekürer klagte in einer, mit auffallend klarer und schöner Hand geschriebenen Eingabe über Unterleibsbeschwerden, Abmagerung, Blutandrang im Kopfe, Schlaflosigkeit und allgemeine Entkräftung. Daraufhin erhielt er die Erlaubnis, sich unter hinreichender militärischer Begleitung zum Gebrauch der dortigen Bäder nach Langenbrücken zu verfügen.“

III. Gekürer und Schwörer.

Durch Geh. Kabinettsbefehl vom 22. November 1826 wurden endlich Schwörer und Gekürer völlig begnadigt.

Vom heutigen Standpunkt begreift man es kaum, daß es so lange Zeit brauchte, bis die mildernden Umstände, die für die Angeklagten sprachen, Erhörnung fanden. Hatte doch die Anklageschrift gegen Schwörer selber vermerkt: „Die meisten Burschenschaftler versichern zwar, daß sie sich nie ein anderes Wirken als auf dem soeben beschriebenen intellektuellen Wege (Revolution auf trockenem oder unblutigem Wege, indem man alle Kanzeln, alle Lehrstühle und Richterstühle, alle wichtigen Ämter mit Burschenschaftlern besetzt) gedacht hätten.“

Hofrat Duttlinger, als Vertreter der Universität, hatte in einer ausführlichen und unbefangenen Schrift, vor allem das unsachliche, weitläufige und zu ungunsten der Angeklagten eingestellte Untersuchungsverfahren getadelt und u. a. bemerkt: „Mir dagegen ist es unmöglich, in diesem Verein, wie er hier existierte, diese Zwecke und diese Gefahren für Deutschland (Hauptzweck: Umwandlung des politischen Zustandes von Deutschland) zu sehen. Ich sehe in der hiesigen Burschenschaft nichts mehr und nichts weniger als einen Studentenverein, der sich von den anderen Studentenverbindungen nur dadurch unterscheidet, daß Raufen und Saufen nicht die ersten und höchsten Ideen waren — daß sie, ganz besonders in der ersten Zeit, die meisten derjenigen Jünglinge zählte, welche durch Talente, Liebe zur Wissenschaft und makellose Sitten über andere hervorragten. Die Wichtigkeit dieser letzteren Bemerkung liegt gewiß in der bemerkenswerten Tatsache, daß die in den Akten vorkommenden Namen der Burschenschaftler in großer Zahl ausgezeichneten jungen Männern angehören, die von der Regierung bereits als praktische Rechtsgelehrte oder Ärzte, als Pfarrer oder Pfarrverweser, als Professoren, als Regimentsärzte und Ministerialassessoren im Staatsdienst eingestellt sind. . . Die ganze Tendenz war bloß eine papierene und hatte in keiner Beziehung eine Folge. Der eine

gläubte für ein ideales Gut, ohne von seiner Idee selbst eine Ansicht zu haben, der andere glaubte seine erste Pflicht darin zu finden, daß er Einigkeit und Frieden unter Studenten veranlasse; der dritte glaubte, in dem Haffe gegen die Franzosen, durch die Vorgänge von 1813/14, durch die eigenen Aufrufe der Monarchen und durch Körners Gedichte entflammt, seinem Gewissen Genüge zu tun und durch geistige und körperliche Ausbildung zu etwa künftig wieder nötiger Verteidigung des Vaterlandes sich fähig machen zu müssen; der vierte fand seine Zufriedenheit in Kommerz und lustigen Zusammenkünften."

Diese milde und gerechte Denkweise haben die so schwer Befolgten bei ihrer Rückkehr in ehrenvollen Laufbahnen, ja sogar in hohen Staatsämtern aufs schönste bestätigt.

Heinrich Gekner holte sich an der Baseler Universität den Doktorgrad der Rechtswissenschaft, wurde Kriminalrichter und Obergericht, beteiligte sich auch wieder an Politik und zwar auf der Seite der kleineren Partei der Liberalen gegen die Konservativen in seinem Schweizer Vaterlande, war zuletzt Land- schreiber in Pfäfers und starb zu Zürich am 17. Juni 1872.

Janaz Schwörer wurde in seiner Vaterstadt Freiburg ein sehr beehrter und allseits verehrter praktischer Arzt, der in

kurzer Zeit zum Professor, Kreisoberarzt und Direktor der Geburtshilflichen Klinik und im Jahre 1845 zur höchsten akademischen Würde des Prorektors aufstieg. Er war strenger Katholik und frommer Christ. In die Deffentlichkeit der Politik ist er — städtische Angelegenheiten ausgenommen — nicht mehr eingetreten, aber hat sich stets als ein aufrichtiger Freund und warmer Verteidiger der Studenten wie auch der lauterer akademischen Freiheit bewährt.

Ein Opfer seines übergroßen Pflicht- und Arbeitseifers ist Schwörer nur 60 Jahre alt geworden, als er am 23. Dezember 1860 starb. Kinder hinterließ er nicht, doch lebt sein Name in Verwandten fort, die heute angesehene Stellungen bekleiden.

Wie Schwörer und Gekner so haben auch alle die übrigen Jünglinge — die sich in der Burschenschaft verbanden, um „deutsche Tugend und Art zu beleben, fremdes Vaster und Unart zu vertilgen“, die aus ihren Reihen ausdrücklich ausschlossen den „Falschen, Ausschweifenden, Ehrlosen, Müßigen, Feigen“ und die sich den Wahlspruch gegeben hatten „Ehre, Freiheit, Vaterland!“ — sie haben die Aufrichtigkeit ihres Strebens nachmals bewiesen, indem sie sich in ehrenvollen Aemtern bewährten.

Wilhelm Weigand / Eine Nachfeier / Eine Novelle

Sorge war es, die den jungen Dichter Hans Helmolt trieb, an dem Tage, da sie den siebzigsten Geburtstag seines Meisters gefeiert hatten, gegen Abend, um die Zeit der Dämmerung, noch einmal in der Wohnung des Jubilars vorzusprechen. Er hatte den Jubilar, als er ihm um elf Uhr vormittags seine Glückwünsche darbrachte, in grimmer Laune getroffen, die auch nicht wich, als die Abordnungen einiger literarischer Vereine vorsprachen und ein Diener des Magistrats mit einem Korb erlehener Weine erschien, um dem Gefeierten die Hochschätzung der Stadt durch eine Spende Ausdruck zu verleihen. Dem jungen Poeten war es, zum ersten Male, vorgekommen, als läge der Schatten müden Alters auf dem Wesen des hochgewachsenen schlanken Mannes, dessen seelische Jugendlichkeit sonst in seiner Haltung, in jedem Blick und jeder Geste zum Ausdruck kam. Um nicht den Kreis der Glückwünschenden zu stören, deren Wesen ihn anwiderete, war Helmolt, nach Erstattung seines Glückwunsches, weggegangen; doch den ganzen Tag über wollte die Sorge um den verehrten Meister nicht aus seiner Seele weichen. Nun traf er den Jubilar in seinem einfachen Arbeitsstübchen, dem nur ein paar Gemälde von der Hand einiger Freunde ein festliches Aussehen gaben. Auf einem Tische standen, neben einer Schachtel voll Süßigkeiten, noch ein paar welkende Rosensträuße; sonst gemahnte nichts an einen Raum, in dem Festgäste geweilt hatten. Der Meister sah in seiner hochgehenden schwarzen Tuchjacke, die ihm das Aussehen eines Geistlichen gab, vor seinem Schreibtisch und war damit beschäftigt, ein Häufchen Briefe in kleine Päckchen zusammenzubinden. Er reichte, ohne sich zu erheben, dem jungen Manne zwei Finger seiner Rechten, wie er zu tun pflegte, wenn ein unwillkommener Gast seine Stille störte, und sagte: „Was führt Sie zu mir, lieber Helmolt?“ Und als Helmolt, etwas hastig, von seiner Sorge um das Befinden des Meisters sprach, kam ein lustiges Geknurren in die blauen, leuchtenden Augen des Jubilars: „Sie sind ein Gemütsmensch. Stört Sie der Geruch im Zimmer nicht? Ich werde ihn den ganzen Tag nicht los: es ist der Geruch, der mir von meiner Jugend her von Begräbnissen und Totenstufen in der Nase geblieben ist: der Geruch der Kränze auf den Särgen: denn der Duft, nicht der Ton, ist der größte Zauberer der Welt. — Ja, mein lieber Junge, heut haben sie mich eingefahrt: es war keine große Leiche, aber auch, um gerecht zu sein, kein Armenbegräbnis, und da es mir ohnehin vergönnt war, ein halbes Leben lang mit meiner eigenen Leiche zu gehen, habe ich mich mit der Gemütsart, die ich mir anerzogen habe, mit der Bestattung und — dem zweifelhaften Leichengefolge abgefunden. Nun bin ich gerade dabei, einige Erinnerungen, an denen Tränen und Glück hängen, für immer einzufahren.“

Als Helmolt in ausbrechender Begeisterung erklärte, daß dieser Tag die Auferstehung, ja mehr noch die Krönung eines Lebenswerkes bedeute, umspielte ein spöttisches Lächeln den Mund des Jubilars: „Sie kommen ja als wahrer Glücksbote oder gar als Abgesandter der Majestät des Publikums, vor dessen Gebaren der bitterste Sarkastiker der französischen Revolution, Chamfort, eines Tages die Frage stellte: Combien de sots faut-il pour faire un public? Wieviele Dummköpfe braucht man zu einem Publikum? Doch Gesandte soll und muß man ehren. Wollen Sie mir ein Stündchen Gesellschaft leisten? Und hätten Sie Lust auf ein Gläschen Wein? Sie wissen, daß man mir zuweilen den Vorwurf gemacht hat, ich verliere mich, als Dichter, gerne auf Seitenpfade, die zum Paradies oder in die Hölle führen, vor der, wie Hebbel sagt, der Pöbel steht, um seine Hände zu wärmen, während der hohe Adel der Menschheit in ihren Flammen glüht. Auch sagt man mir nach, daß mich eine Anekdote manchmal köstlicher dünkt, als der Pomp der Hofgeschichte und die Geste der Helden, die als Götzen oder Gependen in der Geschichte ihr Schattendasein führen. Na, man kann es nicht allen recht machen, und da man seine Laster doch nicht los wird, fällt mir gerade

die Geschichte von den „Ideen“ Händels ein. Sie kennen sie nicht? Sie ist nicht übel: Der Meister hatte von ein paar guten Freunden, vielleicht zu seinem Geburtstage, einen Korb voll erlehener Weine, Cypers- oder Portwein, geschenkt bekommen, und während die Freunde, die in Festperücken als Glückwünschende erschienen waren, von seinem neuen Werke, dem „Messias“ und dem Glück sprachen, dessen sich der vielgeliebte Maestro erfreuen durfte, überkam ihn das Gelust, die Festgabe, die in einem Nebengemach bereit stand, zu verkosten. Er jagte also zu seinen Gästen: „Verzeihen Sie: ich habe da eine Idee, die ich mir notieren möchte.“ Und er erhob sich und verschwand in dem Gemach, wo die Flaschen, schön aneinandergereiht, auf einer Kredenz standen, und schlürfte rasch ein Glas mit dem Behagen des Kenners. Als er dann, angeheitert von dem köstlichen Tropfen, wieder bei seinen Freunden saß, überkam ihn sählings die Erinnerung an den Genuß, dessen Nachgeschmack er noch frisch auf seiner Zunge spürte, mit solcher Gewalt, daß ihm, wie er sagte, wieder eine „Idee“ kam. Und er verschwand ein zweites Mal in dem Nebengemach, wo die dickbauchigen Flaschen seiner harreten, und trank nicht ein, nein zwei Gläser des angebrochenen Weines auf einen Zug. Als aber der Meister, in dem nun der Wein zu wirken begann, alle Augenblicke eine neue Idee zu haben vorgab und seine Gestalt allmählich ein deutlich Röcheln edeln Weins umwilterte, rochen die Freunde Lunte, und ein Vorwitziger übertrafste den Maestro, wie er, vor seinen Flaschen stehend, mit verzückter Miene ein randvolles Glas zum Munde führte. „Ah, solche Ideen lieben wir auch!“ rief der Späher, und nun mußte sich der Ertrappe wohl oder übel bequemen, seine sämtlichen „Ideen“ den lachenden Freunden preiszugeben, und es soll sich eine solenne Kneiperei entwickelt haben, die der Maestro als Meister bestand. Und nun wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen.“

Der Jubilar verschwand im Nebengemach und kam gleich darauf mit einer offenen Flasche und zwei Römern zurück, die er mit der Achtsamkeit, die man einem edeln Tropfen schuldet, füllte. Er reichte seinem jungen Gaste das volle Glas und sagte, lächelnd: „Auf Ihr Wohl, lieber Helmolt.“

Helmolt führte das Glas an seine Lippen und nahm einen kleinen Schluck; aber der Römer barg keinen Edelwein, sondern einen dünnen Surrin, der ihm wie Essig auf der Zunge lag. Doch kein Zucken seiner Lippen verriet, daß er den Wein abscheulich fand, und als der Jubilar fragte: „Nun, wie behagt Ihnen der Tropfen, mein Lieber?“ lächelte er: „In Ihrer Gegenwart schmecken mir alle Weine.“ Und tapfer nippte er ein zweites Mal an seinem Glase. Der Jubilar sah den jungen Mann mit lächelnden Augen an; dann führte er sein Glas zum Munde, wie aber die ersten Tropfen aus und rief: „Aber zum Teufel, da bin ich ja an eine unrechte Flasche geraten. Das ist ja ein infamer Kräher! Den wollen wir uns heute nicht antun und lieber zu einem andern Tropfen übergehen, bei dem ich Ihnen erzählen möchte, warum ich mir einen kleinen Scherz mit Ihnen erlaube habe.“

Er stellte die angebrochene Flasche zwischen die welkenden Rosensträuße auf den Tisch und holte aus dem Nebengemach eine Flasche Forster Kirchenstück mit zwei frischen Römern; und als der alte Edelwein den Raum mit seinem Duft erfüllte, nahm er die Hand des jungen Dichters in seine Linke und strich mit der Rechten väterlich darüber hin: „Nun wollen wir zwei eine kleine Nachfeier begehen. Es war lieb von Ihnen, daß Sie noch einmal in meine Hölle heraufgestiegen sind. Auf Ihr Wohl und Ihre Zukunft! Es freut mich ganz besonders, daß Sie den Scherz mit so ruhiger Miene hingenommen haben; er läßt mich Gutes hoffen, und deshalb sollen Sie auch wissen, daß er nur die Wiederholung eines Spasses ist, durch den mich, in meiner Jugend, ein anderer Meister auf die Probe stellte. Ich habe das Publikum

nie mit meiner Persönlichkeit belästigt, obwohl es heißt, daß man in Germanien und — andern Ländern nur zu Ruhm gelangt, wenn das Röchlein eines Skandals einen Namen umweht. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich in meiner Jugend Musiker werden wollte. So kam es, daß ich eines Tages auch als Glückwünschender einem Mann gegenüber saß, in dem ich meinen Meister verehrte. Sie kennen seinen Namen nicht und er tut auch nichts zur Sache; aber ich verdanke ihm mehr als ich mir selbst gestehe. Er war ein großer Schalk, und die Rede, mit der er mir den Krüger, den er mir, an seinem fünfzigsten Geburtstag, vorsetzte, als den erlesensten Edelwein unbekannter Gattung hinstellte, bekam dadurch noch einen besonderen Geschmack, daß ich den Mann als Kenner bester Tropfen kannte. Nun, der Wein hat leider eine Schicksalsrolle in seinem Leben gespielt: mein Lehrer ging am Trunk zugrunde, während ich zum Alkohol nur in festlichen Stunden griff und ihn nie als Tröster suchte. . . Ich habe die Rede meines Meisters mit der gleichen Andacht angehört, mit der ich, vorsichtig nippend, den Krüger trank, und als ich mit dem ersten Glase fertig war, bekam ich auch die Ursache dieser Geschmacksprüfung zu hören. Der Meister lobte mein Verhalten und erklärte mir lachend, was der Krüger bedeute: es war das ein symbolischer Wein, ein Lebenswein, den er mir da vorgeseht hatte, und mein bescheidenes Schlucken bot, wie er sagte, dem Spender die Gewähr, daß ich auch den reinen Essig, den man mir, wenn mich dürstete, reichen werde, vertragen würde. Im übrigen bekam ich dann noch zu hören, daß ich keinerlei Talent zum Komponisten hätte, und daß mir diese Wahrheit mit einem erlebten Tropfen, einem herrlichen Romanee serviert wurde, minderte nicht die Bitterkeit, mit der sie mir, und nicht nur einen Tag lang, im Gemüte lag. Doch das Schicksal liebt nicht nur die Schleich-, sondern auch die Umwege, und wenn wir als Gereifte auf unsern Weg zurückblicken, meinen wir in jedem Zickzack eine Notwendigkeit zu sehen, der wir selbst dann noch dankbar sind, wenn wir unsere Lebenslast als wahre Kamele getragen haben. Ich habe also damals die Musik, wie man so sagt, an den Nagel gehängt, habe mein Studium wieder aufgenommen, ohne es, da mir die Mittel ausgingen, zu regelrechtem Examenende zu führen, und habe dann, ohne Titel und ohne Mittel, dreißig lange Jahre in der Tretmühle des Journalismus verbracht, bis mir eine kleine selbst ersparte Lebensrente gestattete, meine Ernte doch noch notdürftig unter Dach zu bringen. Das, was man Erfolg nennt, habe ich zu keiner Zeit verkostet: meine besten Bücher haben es kaum zu einigen Auflagen gebracht, und nun habe ich mich damit abgefunden, mit andern, die im gleichen Spital lagen, als posthumer Mensch herumzuspukten. Es ist, beim Hund, keine Freude, in diesen Ländern Dichter zu sein, und was der liebe, alte Lachbart Raabe über die Sonnenkinder anderer Nationen, denen die goldenen Enten in den Schoß fallen, zu sagen wußte, ist ewig, das heißt eine deutsche Wahrheit. Man hat mich immer nur geduldet, wohlwollend oder gehässig, und wenn ich den Versuch machte, mit meinem Schiffelein, keinem Blumenboote, an einer neuen Küste der Seligen oder Unseligen zu landen, so bekam ich stets das alte „Non omnibus licet adire Corinthum“ zu hören und zu spüren. Nur die Männer und Mäulein, die ich, als alter Musikus, Saitenzupfer zu nennen pflege, finden jenen Beifall, den der Chor der Weiblein bildet und verstärkt. Ich hatte gehofft, meinen Geburtstag im Stillen verbringen zu können, und wenn ich geahnt hätte, daß Sie mich doch finden würden, wäre ich in meine Heimat geflohen, wo mich niemand kennt. Wenn ich nun, da auch das hinter mir liegt, des falschen Lärms und des Rauschens im deutschen Blätterwalde gedenke, schäme ich mich beinahe der Herren, die bei solchen Gelegenheiten Festartikel schreiben, von denen sie kein Wort glauben, und alles nur um Zeilen zu schinden. Goethe, der Unermessliche, war der Meinung, daß nur der Dichter der wahre Mensch sei, und Sie, lieber Helmut, werden in dieser Neuerung, die dem seelischen Uebermut einer Urnatur entsprang, eine Bestätigung des Glückes finden, das Sie, als Beginnender, in sich tragen. Aber — haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum der arme Dichter in seiner Dachtube in allen Ländern eine komische Figur ist? Das ist es: der Narr, der am Tisch der Götter zuhause ist, der weiß, wie Nektar und Ambrosia schmecken, und in einer Welt der Händler, wo heroische Lebensläufe spaßhaft wirken, am Hungertuche nagt, beweist durch sein Dasein die unheimliche Polarität dieses Daseins auf lachhafte Weise —

Die Dämmerung des Sommerabends war gesunken, und dem jungen Dichter schien es, als ob das Gesicht des Jubilars wie

ein geisterhaftes Schemen aus dem Zwielicht vor ihm leuchte. Der Meister fuhr fort: „Nun, ich bin auf meine Art mit der Welt fertig geworden; aber — ich habe ihr nicht alles verziehen, und wenn Sie jemals in die Lage kommen sollten, einen Festbericht über eine Karnevalsveranstaltung schreiben zu müssen, während ihr Liebtes im Nebengemach auf den Tod krank liegt, werden Sie begreifen, daß man auch seinem Gotte manchmal verzeihen muß. Sie haben längst die Bemerkung fallen lassen, daß Sie mit Verachtung auf den Erfolg herabsehen. Es hat mich gefreut, ein solches Wort aus Ihrem Mund zu hören; denn die Jugend ist erfolgglücklich und soll es sein. Aber eines Tages werden Sie merken, daß das Wort, das aus der Tiefe kommt, ein gespensterhaftes Dasein führt, wenn es das Ohr nicht findet, für das es bestimmt ist: denn alles, was tiefstem Leben entsprang, will weiterzugen und an dem Gewebe wirken, das nicht der Gottheit, sondern der Menschheit unsterbliches Kleid bilden soll. Sie wissen, daß ich mich immer zu den Stillen im Lande gerechnet habe, und es scheint zu unserm Schicksal zu gehören, daß wir alle einmal in diesem Reiche der Stille weilen müssen, wo die heimlichen Kaiser der Zeit und die Gezeichneten jenes Daseins führen, das uns dazu zwingt, mit wunder Seele auf alle Laute der Zeit zu lauschen und mit Lebendigen und Gespenstern am Tisch zu sitzen: denn da die Welt der Gegenwart, in der die Händler triumphieren, an dieser Welt der Stillen vorübergeht, sind ihre Söhne dazu verdammt, ihr Schicksal an dem der Ahnen zu messen, und dies ist nun ein eitles, ein törichtes Beginnen: denn für die Geister, die dieser im Wandel und Wachstum reisenden Welt eine Stimme geben sollen, gibt es keine Wiederkehr des Gleichen. Hier, in dieser Welt, zu der wir verdammt sind, gibt es nur Einmaliges, und nur der Ton, der einen Urlaut bannte, darf sich in der Musik hören lassen, die wir die Musik der Sphären nennen —“. Nun sagt man, daß die Gerechtigkeit nicht im Einzelschicksal, sondern in der Geschichte wohne; aber dieser Spruch, der zum Vermächtnis Feuerbachs gehört, ist doch ein Hundetrost: denn der Dichter lebt mehr als andere Menschen im Augenblick, im ewigen Frühling der Welt. Doch manchmal überichlich mich in dem engen Kreise, in den ich gebannt bin, ein unheimliches Gefühl: als büßte ich mit meinem Wesen und Tun, etwas wie eine dunkle Schuld und die Stille um mich her bekommt ein rätselhaftes Gesicht —“

Der Jubilar verstummte. Das Dunkel der Sommernacht war hereingebrochen. Dem jungen Dichter war es zu Mute, als ob er in dem Winkel einer Kirche säße, in der eine Geisterstimme die Stille hoher Räume erfüllte. Als aber der Meister sich erhob, um das elektrische Licht einzuschalten, sah Helmut in ein leuchtendes Gesicht, und nun überkam ihn das Gefühl einer Nahrung, der er sich doch schämte. Der Jubilar schien zu fühlen, was in der Seele des jungen Mannes vorging; er forderte ihn auf, dem guten Wein, der nicht ungetrunken bleiben dürfe, zuzusprechen, und erkundigte sich nach seinen Plänen. Helmut, dem alles, was er bisher versucht hatte, mit einemmale wesenlos vorkam, war es unmöglich, in diesem Augenblicke von seinen Versuchen zu sprechen; er sprach ausweichend von einer Reise nach dem Süden, den er in der Pracht des Sommers kennen lernen möchte, und nahm Abschied. Als er unten auf der Straße stand, vermeinte er einen Augenblick das von weißem Haar umrahmte Haupt seines Meisters in dem offenen Fenster zu sehen; doch das Gesicht entschwand, und mit raschen Schritten ging er dahin, der innern Stadt zu. Und das Gefühl einer seelischen Trunkenheit ergriff langsam mit aller Macht den rasch Dahinschreitenden: da und dort blieben seine schweifenden Gedanken an einer Bemerkung des Meisters haften; aber das kaum Erfasste verging rasch wieder in dem Strome des brausenden Gefühls, in dem er einherschritt. Und die Erinnerung an den Prüfungskrüger, den ihm der Schalk mit Bedacht vorgeseht hatte, klang wie ein leises Glöcklein in das seltsame Gewoge seines Innern. Einen Augenblick wollte ihn ein Gefühl leiser Verachtung vor dieser Neugierigkeit des Alters, dem kein Glück befehlen war, überfalle; aber eine leise Scham löschte es im Entstehen aus, und wieder war er ganz Aug und Ohr und trunkene Seelenfülle: nicht zum ersten Male war ihm zu Mut, als habe die Welt ihr Angesicht verwandelt. Am nächtlichen Himmel, den ein leichter Dunst umschleierte, leuchteten die ersten Sterne auf; in den Lüften lag es wie ein dumpfes Brausen; zuweilen traf ihn, im Vorübergehen, ein Lachen aus Frauenmund, und im Sturme des Gefühls, in dem er einherschritt, empfand er nur, daß er als Dichter in diesem Leben stand und seinen Wundern preisgegeben war.

Heinrich Hilfinger / Sägewerk

Triebsägen geh'n, ein wahrer Höllenchor,
Die gierig immer neuen Fraß zerfleischen;
Sie surren, siren, schlingen, heulen, freischen,
Versägen Stamm und Knorz — und dir das Ohr.

Nach aller Welt verfrachtet wird der Schab,
Der droben wucherte auf Schwarzwaldkämmen.
Dahngespanne kehren neu mit Stämmen.
Ein ganzer Wald sinkt auf den Stapelplatz.

Was eine halbe Ewigkeit stund stolz
Jüngst Schaft bei Schaft noch, Liedgetön in Zweigen,
Die Kronen hochgerect in Sturm und Schweigen,
Liegt hier, zum Mastenberg geschichtet Holz.

Allfährlich doch, in sternverschwieg'ner Nacht,
Wenn Gold der Fluß schwemmt und die Sägen rasten,
Steht auf der tote Wald mit tausend Masten
Und rauscht in alter Götlichkeit und Pracht.